

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 49

Artikel: E Gang dür die alti Bärnermäss

Autor: Gfeller, K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schleppt und der sich dann draußen in der Waldhütte zum guten, versöhnten, helfenden Menschen durchringt. Wenn wir an dieser Gestalt unser Mitgefühl für alle vom Leben Hintangesetzten wärmen und stärken, wenn wir uns durch sie aufs neue stärken lassen in der Erkenntnis, daß nicht das Gut haben das Glück ausmacht, sondern das Gutsein, dann haben wir der Dichtung zu der gewollten Wirkung verholfen. Und wenn sich diese Wirkung in Tausenden vollzieht, dann hat der Dichter durch seinen Idealismus in der Tat die Welt schöner und besser gemacht.

Bokharts Gestalten müssen Eindruck machen; denn sie sind durch die Mittel bester Kunst lebendig gemacht. So lebendig, daß man erschüttert nachfühlt, was in dem Ein-siedler vor sich geht, da er das Geld auf dem Steinaltar verflucht. Seiner Kunst gelingt es, Idealisten glaubhaft werden zu lassen wie den Gemeindepräsidenten in der zweiten Geschichte, der die Ehre des Dorfes und damit seine eigene durch die Schmuggler und Kriegsspekulanten geschändet sieht und diese Schande nur mit dem Opfer seines Lebens glaubt abwaschen zu können. Oder wieder jenen Handelskommis der letzten Erzählung, dem das Morden des Weltkrieges so das Gemüt erschüttert, daß er glaubt, als Friedensapostel auftreten zu müssen, und der sich dabei in Wider Sinn und Schuld verstrickt, bis sich ihm das Bucht-haus als Stätte der Sühne öffnet. Daß der Dichter hier nicht spottet und wihelt, muß ihm jeder danken, der solche Erscheinungen der Zeit — unserer zerrütteten und verwirrten Zeit — zu begreifen und zu verstehen sucht.

Jakob Bokharts Dichterherz schlägt mit und für die Jugend. Wie väterlich warm fühlt er nicht mit dem aus dem Studiengleise geworfenen Joshua Grübler und wie verständig und liebevoll führt er ihn nicht wieder auf den Weg zum tatwollenden Leben zurück.

Bokhart ist überhaupt ein großer Versteher. Für den alten Ulrich Winkler, der als ein zweiter Michael Kohlhaas gegen die sein Bauerntum verschlingende Stadt und ihre Spekulanten und zuletzt höchstig auch gegen den Staat und das Gesetz ankämpft, hält er vor dem Richter ein Plädoyer von überzeugender Kraft und Herzengüte; nicht das Bäuerlein mit seinem unentwegten, wenn auch etwas kran-ken Rechtsgefühl, sondern die rücksichtslose Habgier unserer Zeit steht hier vor Gericht.

Bokharts Kunst wird von Jahr zu Jahr reiner und tiefer. Seine Bücher sind eine wahre Herzensstärkung und können in unserer richtungslosen und ideenarmen Gegenwart nicht warm genug begrüßt werden.

Des alt Pfarrers J. G. Birnstiels neuestes Erzählbuch, „Sonne und Wolken überm Jungenland“(*), ist wieder ein Buch voll ländlicher Poetie und goldenen Humors. Es erzählt in einer Reihe langerer und kürzerer Stüde von Neujahrs- und Weihnachts- und Ostererlebnissen aus des Dichters Jugendzeit, von andern kleinen Erlebnissen: wie das Herkottskäferlein an den winterabendlichen Familientreffs kostliche Unterhaltung bringt, wie der 13jährige Toggenburgerbube — der Dichter selber — nach Stuttaart kommt, eine gefüllte Brieftasche findet, mit den drei Tälern Kinderlohn Wilhelm Busch-Bücher kaust (darunter die schöne Helena) und mit diesem Kauf Enttäuschung, über Enttäuschung erlebt; wie er später den Wilhelm Busch mit Freuden wieder begegnet: „Mir war, als spiele ein feines Lächeln um seine Mundwinkel. Und ich hörte ihn, während er gleich Papa Noste den Finger an die Nase leate, gesäßlich plaudern: Ja — was ich eigentlich sagen wollte:

Es war zu früh — ich sag' dir's unverfroren,
Du warst nicht völlig trocken hinter den Ohren!
und so weiter.

*) Verlag Helsing & Lichtenhahn. Geb. Fr. 5.—.

Birnstiel ist ein Meister der Erinnerungserzählung. Der leichte und doch so gefühlsgefüllte Plauderstil, der die Erinnerungsbilder wie leuchtende Perlen an den Gedankenfaden reiht, steht ihm wie selten einem Dichter zur Verfügung. „Wie war es schon? — Ach ja, so war es...“ und dann fängt er an und ist gleich mitten drin in der heimeligen „Es war einmal“-Stimmung. Schier unerschöpflich ist der Schatz seiner Jugenderinnerungen. Von ihm gilt, was er von seinem originellen Onkel erzählt: „In allen Taschen und sogar in den kurzen Aermeln seines Rockes schien er schöne Geschichten aus alten und neuen Zeiten zu haben.“ Immer aber sind bei ihm diese Jugendarbeiter im Spiegel der Lebensweisheit geschnitten und zu feierlich verfeierten wohl abgerundeten Kunstwerklein gestaltet. Ein Musterbeispiel dieser Kunst ist die feine Skizze „Mimi Muetter ist e Schwyzeri“, in der der Dichter, anknüpfend an ein frohgeschautes Soldatenbildchen, von einer tapfern Arbeiterfrau erzählt, die ihre Familie durch Fleiß und unentwegten treuen Sinn in die Höhe brachte. Es muß auch ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn gewesen sein, der so tief ins Volksleben hineinblicken konnte und so hilfsbereit sich der Notbedrängten annahm.

Birnstiel weiß besonders gut die tröstlichen Seiten des nicht immer leichten Lebens ins rechte Licht zu rücken. Wie man auch aus schlimmen Erfahrungen eine gute Lehre ziehen kann, lehrt das letzte Geschichtlein des Buches. Wir glauben seinen berühmten Kollegen aus dem Wiesental zu hören und dessen gütig-weises Lächeln zu sehen, wenn wir den letzten Satz des Buches lesen: „Die Hauptache ist nur, daß man den Kopf nicht verliere und in allem etwas lerne!“

Auch ein positiv eingestellter Volksdichter, wenn auch etwas leichterer Art und Kunst, ist der Zürcher Sekundarlehrer Ernst Schmann. Sein neuester Erzählband, „Die Quelle“(*), schildert Schicksale und Charaktere aus dem Zürcher Volksleben. So erzählt er im ersten Stück, wie ein Glücksfall ein schwer ringendes Schuldenbäuerlein schier aus dem rechten Geleise wirft, indem das Geld, das der Verkauf einer Quelle ihm einbringt, in ihm die Habgier und den Unfrieden entfacht; doch stehen ihm Menschen mit redlichem Sinn und ein liebes Kind zur Seite, sodaß er den Weg zurück zum guten Leben wieder findet. — Auch die zweite der vier Erzählungen des Buches ist eine Dorfgeschichte mit Kampf und gutem Ausgang. Der alte hartsöpfige, aber ehrenfeste und aufrechte Dorfchulmeister widersteht dem Industriemagnaten und Geldproßen, der mit seiner Fabrik Unheil über das Dorf bringt, und triumphiert zuletzt über ihn in einer glänzenden Wiederwahl.

Schmanns Erzählungen erwecken nicht den Eindruck, als hätte der Autor sich schwer um psychologische Vertiefung und um künstlerische Durcharbeitung bemüht. Sie wenden sich an ein wenig anspruchsvolles Publikum. Als Volksliteratur gewertet, darf man ihnen immerhin ihre schlicht natürliche, das Geschehen in lebhaftem Flusse haltende Vortragweise und ihre positive, auf das Gute und Wahre gerichtete Tendenz rühmen.

H. B.

E Gang dür di alti Bärnermäzz.

Von R. Geller.

No öppis vom Chachelmärit.

A d'r Mäzz het z'älisch d'Grabepromenade es rächts intressants Bild bote. Was het me schöners welle ggeh, als üse queit, alt Chachelmärit mitt's im Härt vo d'r Schtadt. Unter de Linde vo d'r Promenade si albez d'r anze Längi nah i grader Linie sächs Rehhe dekti Gschirr-schtänd ufgestellt ggi, die d'm Grabe-n-es rächts heimeligs

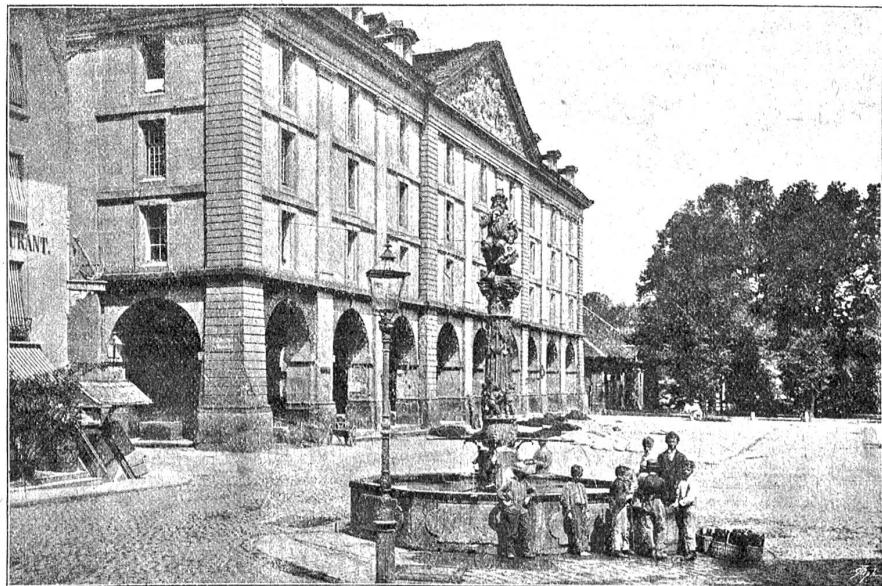
*) Verlag Orell Füssli. Geb. Fr. 7.—.

Gepräg verleit hei. Hinter jeder Reihe gäge d'Schütti zue si de Chachelilüt ihri Wäge gschande; si hei ungsfähr usgreh wi d'Zigünerwäge, nume-n-öppis gröber, mit grobe, höche Böge u wylze Tücher überschpannt. Di Wäge hei de Chachelilüt teilwys als Nachtlager oder zur Ufbewahrung vom Gschirr dienet.

D'Bärnermäz findet vo jehär zwöi Mal im Jahr shtatt u duuret jewile vierzäh Tag. D'r erschte, die geng acht Tag nach Oschtere chunnt, seit me Frühligsmäz, währed di zwöiti, sogenannti Herbschtmäz, jewile mit em Chachelimäz uf e leicht Mändig vom Wintermonet fällt. D'r Houptmäz, das heizt vo gröberer Bedütung isch geng d'Herbschtmäz gsi, will mit em Chachelimäz gleychzitig no d'r Ziebelemäz zämefallt, was für us Bärner sho sit alte Zute es großes Ereignis bedütet; es isch das en alti Bärnerhöpzialität, die vo Schtadt und Land im wahre Sinn des Wortes geng als eigetlechs Volksfest isch gshet worde, nametlech i früchere Jahre, wo me sech nu a gmüetliche, ghlynschtädtische Verhältnis isch gwohnt gsi.

Es isch albez e wahri Uswahl gsi, e Gang z'mache um d'Chachelischtänd. E settigi Uswahl vo wylze u farbige Tazähl mit und ohni Schlängge, Plättli, Milchhäse i allne Numero, bruns Pruntruterglück, Gaffee- u Theedharne, Salatiers, Ankehäse, Suppeschüsle, Chäsgloggge u süch no aller gattig Gschirr, so rächt d'r Schtolz vo me ne guete, jorgsame Husmütte; derzue no dä herrlich Duft vom Heu, wo d'Gschirr drinn gläge-n-isch, yz'atme.

Was sech da alles abgschpielt het uf däm Märit, hei alli die, die's nid sälber gshet hei, ke Ahnung. Wie mängs verliebts Bäärli het sech da albez ygfundne. Ke gröberer Freud het Chrischte am Bäbi chönne mache, als wenn är mit ihm bin Bärgdorf (so het nämlech en alte Gschirrhändler gheizt) isch ga-n-es Chacheli chouse mit Guldrand u schöne Blüemli verziert, mit d'r Uffschrift „Aus Liebe“ und umkehrt d's Bäbi d'm Chrischte-n-eini, wo's druf gheizt het „Zum Andenken“ oder „Aus Freundschaft“. Gägesätig e treue Blick u d'r Bund für d's Läbe isch gmacht gsi.



Die ehemalige Grabenpromenade in Bern.

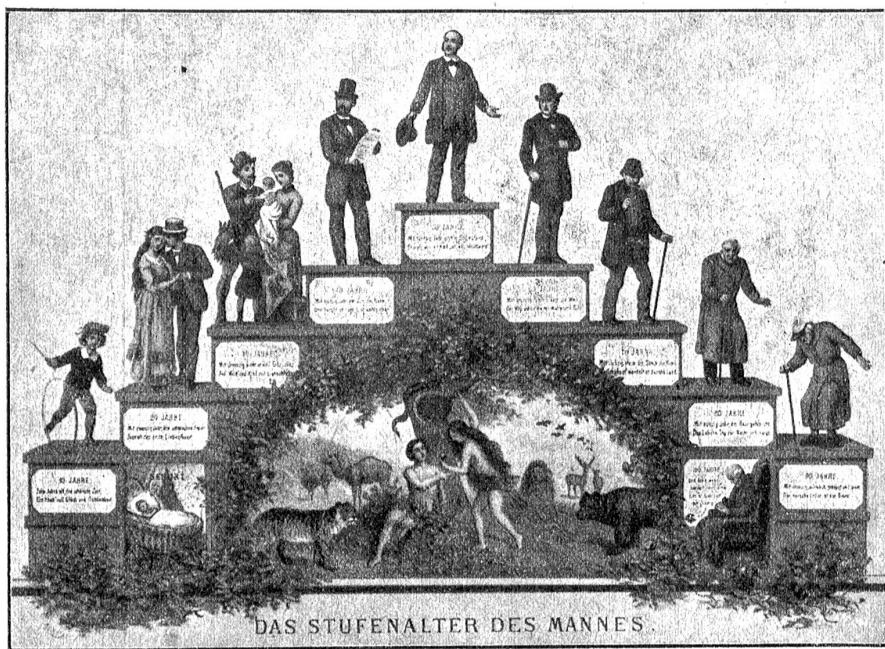
„Was schmödt da so herrlich? daß me vor Gluscht fascht vergeit!“ frägt Bäbi ungereinisch d'r Chrischte; är lat si das nid zwöi Mal frage u geit mit sim Schatz schneischtrads i Egge vo d'r alte Rytshuel zum „Waffle-Haldima“, dä grad druf los früschi Rosechüechli bachtet u se mit Zucker überztreut. Aher, d'r schtolz Burebürsch fragt nid lang nach em Prüs, lat sech e par npacke u git se Bäbi mit d'r Bemerfung, si welle itz i Chornhuschäller uf d's grobe Faß, das sig de öppis zum Wy. Nach d'r Schärtlung mache si zäme-n-e Gang uf e Bäreplatz. Bäbi vergeit fascht vor luter Freud, wo-n-ihm Chrischte itz no uf alles use bi d'r nächstte Mähbude-n-es silberigs Bröscheli chramet. „Dank heig isch Chrischte, viu Mau Dank! aber was wird o mis Müetti deheime sage?“ u derby wird's ihm ganz warm um d's Härz, wird güggelrot u weis vor luter Verlägeheit gar nid wohi luege.

Chrischte nimmt itz si Uhr vüre u i däm Momänt schlat's am Chefifurm grad dreiviertel uf Zwölf. Chrischte meint, er heig itz im Sinn ga „Funggeli z'butte“ (Chuechli ässe) u ladet si Schatz n zum Chuechli-Fanthalser im Schattthaltergäbli. Bäbi seit, es sig ihm glich, es heig nadisj scha am Englefi i sim Mage Zwölfli glütet. Hand i Hand joggle si zäme gäge d's Ziebelegäbli zue, schwänke-n-ume-n-Egge-n-ume i d's Schattthaltergäbli, wo si sech i däm fründliche-n-Eggschütbli im erschte Schloß bi me Chacheli Wärms, bachtne Chalbsfüch u Schnittli gütlech tüe. Bäbi ha nid gnue rüehme, wie ihns itz das 3'mittagasse guet düecht, das sig einisch ga öppis angers, als geng nume „Schnitz u Schpäck“ oder „Gschweuti und Verbs-mues“.

Nach em Aesse mache si zäme-n-ab, was si am Nahmittag weue fürnäh. Unte-n-im Schaal-gäbli, wo vo d'r Mezgergaß a d'Chramgäbli führt, steit a jeder Mäbz en älteri Frau, wo d'r Muur nah a ne re Schnuer aller Gattig schöni Helge-n-uischstellt. Si Letti heig ihm scho lang gseit, we-n-er einisch ga Bärn ine gangi, so soll är ihm für si Dorfpinte das Biud vo d'r „Läbesleitere“ dört ga chouse. „Ja, i tenne's o“! meint Bäbi, „mi Beter Sämi i d'r Südere änet d'm Bärgli het's scho sit mängem Jahr ygrahmet u isch vo aine sine B'süch scho viu bewunderet worde. Das isch doch das Biud, wo d's Läbe vom Mönisch vo Geburt bis zum Tod i zäche-n-Abschnitte uf



Chachelimärit in Bern.



€ Gang dör di alti Bärnermäss. — Das Stufenalter des Mannes.

Schlägetritte so sinnrych dargschellt wird u unde-n-ache de Schpruch schteit:

Ein Jahr ein Kind,
Zehn Jahr ein Knabe,
Zwanzig Jahr ein Jüngling,
Dreißig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahre wohlgetan,
Fünfzig Jahre Stillestand,
Sechzig Jahr fängt d's Alter an,
Siebenzig Jahr ein Greis,
Achtzig Jahr schneeweiss,
Neunzig Jahre Kinderspott,
Hundert Jahre Gnad von Gott.“

„Du hesch Rächt, Bäbi, grad das mine-ni, u jiz hü uf e Wäg, mer wi de nachhär no uf d'Schüzematt!“ I däm Gähli aglangt, houft er schnäll das Bild u gseht du no-n-es zwöit's dernäbe, wo ne Wirt bim Sodbrunne schteit mit d'r Uffschrift „Hier wird nicht gepumpt“. Aer bsinnt si nid lang u lat du das no zum angere-n-ypade; „d'r Aletti heig sicher o Früd da dra, denn es gäb geng e so uverachtant Hüng, die bi-n-ihm au Bott chöme dho-n-es „Baggeli Brönnts“ uf e Chnebu näh!“

Chrischte haltet, was er verschpricht, drum gseht me ne jiz mit glücklicher Myne gäge d'Schüzematt use schpaziere, aber will's hüt grad so ne wichtige Tag isch, so chöme si vo luter Drüd u Gschüttung fascht nit düre. Ihre-n-erschte Gang uf em Mäzplatz führt se i-ne Gschänkhütte, d's Panorama vom Wäber us Zürich, i däm me als gröschi Rödigkeit d's „Gfächt uf dr Düppelerschanze“ ha luege; Chrischte, als junge-n-erferige Soldat, wott das o gleh. Wo si nach e re halb Schtund wieder use chöme, wird ne a d'r Kasse gäge Vorwöhng vom Utrittsbillet es Gschänk verabreicht. Bäbi überchunnt es luftig Schwarzwälderzylti mit Gwicht u Chrischte e seine Suppeschöpfer. Chrischte wird übermütig u seit zu Bäbi: „So Bäbi, jiz chömte mer de gly hürate, mer hätte d'r Husrat ja baud bine enangere!“ (Schluß folgt.)

Die Haussiererin.

Bon Elsa Bürli, Bern. (Nachdruck verboten.)

Brasselnder Regen peitscht die Straßen, Sturmjohlen gelst um die Ecken und treibt Nebelzechen zu bauenden Wolken

zusammen. Menschenleer gähnen trostlose Gassen! Ein einziger Mensch tastet drüber, eng an die Hausmauern gedrückt, vorwärts. Es ist ein altes, gekrümmtes Mütterchen mit einem schweren Haussierkasten am Rücken. Beim ersten Hausgang bleibt es stehen, wischt mit der knöchernen Hand die Regentropfen aus dem Gesicht, schüttelt die triefenden Kleider, geht hinein und steigt langsam treppauf. Ein mühsames Schreiten! Nach der ersten Treppe macht es Halt, stellt den schweren Kasten ab und zieht das durchnäste Tuch vom Kopf. Weiße Haarsträhnen kleben an der Kunzelstirne. Alt muß das Mütterchen schon sein! Tief liegen die schwarzen Augen unter buschigen Brauen, das schmale, braune Bronzegesicht verrät die Südländerin. Ein Frieren geht durch die schmächtige, dürfte Gestalt. Sie bindet das ausgerungene Tuch wieder um die weißen Haare und trippelt weiter.

Kniend ordnet sie vor der Korridor-türe im ersten Stock ihre Ware, rückt da ein Stück Seife ins bessere Licht, dort einen Fadenknäuel an einen augenfälligeren Platz, wischt schnell noch mit dem Handrücken den Staub von den Holz-

kannten und läutet zaghaft. Bei der barschen Abweisung, die ihr zuteil wird, fliegt ein entschuldigendes Lächeln, das noch blendend weiße, gesunde Zähne blinken läßt, um die welken Lippen. Geduldig paddt sie wieder zusammen und steigt höher. Auch da wieder Abhage. Bleibt noch das letzte Stockwerk! Einen Moment setzt sich die Alte auf die steinerne Treppe und besinnt sich: Soll sie hinauf gehen oder soll sie umkehren? Sichtbar schwer fällt ihr das Treppensteigen! Mit einem Achselzucken probiert sie's. Diesmal hat die Haussiererin Glück. Die warmen Augen der jungen Frau prüfen mitleidsvoll die dünngekleidete Gestalt. Sie hört nicht auf das Unpreisen der Ware, sondern fragt die Alte, ob sie essen möchte. Die Alte nickt erfreut. Wie tief das „Grazia“ klingt! — „Sie sind wohl Italienerin?“ fragt freundlich die junge Frau. „Si, si Signora, von Melune,“ antwortet die Südländerin und ist glücklich, daß sich jemand um sie bekümmert. Sie will sich auf den Kasten setzen, aber die junge Frau heißt sie hereinkommen. In der freundlichen Rüche bekommt das Mütterchen am sauberen Tisch warmes Essen. Unbehaglich betrachtet es die nassen Spuren, die es auf den glänzenden Fliesen hinterlassen; es wäre wohl lieber draußen geblieben und hätte ungeschen die Suppe gelöffelt! Wie aber die junge Frau mit ihr zu plaudern anfängt, sich mit den wenigen Worten, die sie Italienisch versteht, zu verständigen sucht, verliert die Haussiererin ihre Scheu, ist gierig und erzählt in gebrochenem Deutsch, immer wieder ins Italienische verfallend, ihre ach so traurige Lebensgeschichte. Sie gibt ihre Adresse an, zum Zeichen, daß das, was sie sagt, wahr ist und man sich erkundigen kann.

— Ihr Erzählen hat nichts Sentimentales, nichts Aufgebautes, nichts Mitleidheischendes, erschütternd einfach und schlicht rollt sie Bild um Bild ihres mühseligen, entbehrungsreichen und doch so zufriedenen Lebens auf. Nur wie sie von ihrer geliebten Heimat spricht und den drei Söhnen, die sie von ihren 12 Kindern dem Krieg hat opfern müssen, geht ein Zucken über das vergilbte Bergament ihrer verhumpften Haut! — Aber wie sie davon erzählt, daß ihr nur noch wenige Franken fehlen zum monatelang zusammengesparten Geld, um wieder in die sonnige Heimat zurückzureisen, verläßt ein Leuchten das runenbeschriebene, schmale Gesicht und frohgemut trägt sie ihren Sieben-sackenkasten durch Regen, Sturm und Nebel — hinter all der Trostlosigkeit wint ja ihr sonniges, farbiges Melune! —